

Chinesische Bilder

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **16 (1948-1949)**

Heft 11

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759556>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

CHINESISCHE BILDER

Die Kunst des Essays und der poetischen Schilderung ist in China besonders während der T'ang-Zeit (618—907 n. Chr.) und zu Beginn der Sung-Zeit (960 bis 1276 n. Chr.) entwickelt worden. Als einer der Hauptvertreter jener Literaturgattung gilt Li Hoa (9. Jahrhundert n. Chr.), von dem wir eines seiner bekanntesten Stücke — die «Meditationen auf dem Schlachtfeld» — hier zum Abdruck bringen. — Es folgt eine Erzählung von Liu Tsung-yüan (773—819 n. Chr.), der ebenfalls einer der ausgezeichnetsten Essayisten seiner Zeit gewesen ist. In seiner Geschichte vom «Kamel Kuo» hat er mit feiner Satire die übertriebene und in ihren Folgen verderbliche Bevormundung des Volkes gegeißelt. — Zum Schluß sei der Leser mit einer Erzählung Su Tung-p'o's (1036—1101 n. Chr.) bekanntgemacht. Er ist der Taoist unter den klassischen Schriftstellern, und der Schwerpunkt seiner Begabung lag ebenfalls auf dem Gebiete des Essays und der poetischen Schilderung, wenn er sich auch als Verfasser politischer und historischer Schriften einen Namen gemacht hat. Er war berühmt für seinen beißenden Spott, durch den er sich viele persönliche Feinde schuf. Seine leidenschaftliche Gegnerschaft gegen die Reformen des damaligen allmächtigen Staatsmannes Wang An-shih (1031—1086 n. Chr.) führte dazu, daß er sich dessen Zorn zuzog und verbannt wurde. Später fiel er sogar in kaiserliche Ungnade und wurde zum zweitenmal verbannt, diesmal auf die im Süden des Reiches gelegene Insel Hainan. Schließlich kam er wieder zu Ehren, und noch heute gilt er als einer der großen Dichter und Schriftsteller der taoistischen Richtung.

MEDITATIONEN AUF DEM SCHLACHTFELD

Von Li Hoa, 9. Jahrhundert

Weit dehnt sich die Sandfläche ins Grenzenlose —, so weit das Auge reicht, ist kein menschliches Wesen zu sehen. Flußläufe umsäumen das Gebiet mit ihren Windungen, und in der Ferne zeichnen sich schwach die Umrisse von Gebirgen ab. Die Dunkelheit wirft schon ihre Schatten voraus, und in der Abenddämmerung stimmt der Wind sein Klagelied an. Abgegrast ist der Rasen, und die Kräuter sind verdorrt, es ist kalt, als ob Reif gefallen sei. Die Vögel ziehen unentwegt ihre Kreise, und vereinzelte Tiere, die ihre Herde verloren haben, jagen hastig dahin. Der Aufseher jenes Gebiets aber teilte mir folgendes mit: «Dies ist ein altes Schlachtfeld, auf dem schon manches Heer seinen Untergang gefunden hat, und wenn es Abend wird und die Finsternis hereinbricht, lassen die abgeschiedenen Seelen der Gefallenen ihre Klagelaute vernehmen.»

Wahrlich erschütternd! Ob sie wohl zur Zeit der Tsin oder Han gelebt haben? Oder unter einer der späteren Dynastien? . . . Man hat

mir erzählt, daß einst, da Tsin und Wei ihre Truppen in den Grenzgebieten sammelten und Kin und Han das Volk zu den Waffen riefen, die Krieger ungezählte Meilen zurücklegten und jahraus, jahrein der Sonnenglut wie der klirrenden Kälte ausgesetzt blieben. Morgens führten sie ihre Rosse auf die ausgedörrte Weide, nachts überquerten sie die eisbedeckten Ströme, nur den ewigen Himmel über sich und die unendliche Weite des Landes um sich her, und niemand wußte, wann ihnen die Heimkehr beschieden. Immer bereit, den feindlichen Schwertern zu trotzen, behielten sie das, was ihnen das Herz bewegte, ganz für sich.

Seit der Zeit der Tsin und Han kam es oft zu Streitigkeiten mit den Grenzvölkern, und stets hatte das Reich der Mitte darunter zu leiden. In der ältesten Zeit widersetzten sich weder die Barbaren noch das Volk von Hia ihren Königen und Lehrmeistern. Seitdem jedoch die Begriffe der Moral nicht mehr für alle verbindlich sind, scheuen sich die Heerführer nicht, mit List und Tücke Krieg zu führen, aber eine solche Kriegführung ist weit von Menschlichkeit und Gerechtigkeit entfernt. Die Grundsätze der früheren Könige sind aufgegeben worden, und niemand kümmert sich mehr darum. Wehe, wehe!

In Gedanken stelle ich mir vor, wie es dem Heer der Barbaren zum Vorteil gereicht, wenn der Wind aus dem Norden den Sand zu Staubwolken aufwirbelt, und wie unser Feldherr in seinem Stolz den Gegner unterschätzt und dessen Angriff vor den Toren seines Lagers erwartet. Feldzeichen und Fahnen stehen aufgepflanzt auf dem Feld, und unter der Strenge des Kriegsgesetzes erzittert der Mensch in Furcht. Einem übergeordneten Willen untertan, hat das Leben nur geringen Wert. Die Knochen werden von spitzen Pfeilen durchbohrt, der Blick durch Wirbelsand getrübt, Freund und Feind geraten ins Gemenge, Berge und Täler hallen vom Schlachtenlärm wider — es ist ein Tosen, als wenn Ströme und Bäche sich teilten, als wenn Donner und Blitz die Erde bersten wollte. Und wenn erst der Winter seinen Einzug gehalten hat und die Meeresbuchten sich mit einer Eisschicht bedecken, dann versinken sie im Schnee bis zum Knie und die Bärte erstarren zu Eis. Die Raubvögel haben sich zum Ueberwintern in ihre Nester zurückgezogen, und die Kriegsrösse können keinen Schritt vorwärts. Die wattierten Panzer spenden keine Wärme mehr, die Finger erfrieren und die Haut wird rissig. In dieser bitteren Kälte ruft der Himmel die wilden Barbaren, und von Mordlust erfüllt, beginnt ein allgemeines Gemetzel. Lastwagen versperren die Wege, die Truppen werden von der Flanke angegriffen; die Offiziere ergeben sich, und der Feldherr fällt dem Feinde in die Hände. Immer größer wird die Zahl der Leichen in den Gräben, und die Oeffnungen der Großen Mauer sind mit Blut befleckt. Jetzt gibt es keinen Unterschied mehr

zwischen vornehm und gering — gemeinsam modern die Gebeine. Die Worte fehlen, um das zu beschreiben.

Allmählich verhallt der Trommelwirbel, die Kräfte lassen nach; die Pfeile sind verschossen, gesprungen ist die Bogensehne. Wenn die Klängen sich kreuzen, gehen die besten Schwerter in Stücke. Das Handgemenge der beiden Heere entscheidet die Frage über Tod und Leben. Sollen sie den Kampf einstellen und sich ergeben? Nun denn, so beschließen sie ihr Leben unter den Barbaren. Sollen sie den Kampf fortsetzen? Dann werden ihre Gebeine im Sande bleichen.

Die Vögel zwitschern nicht mehr, und in den Bergen herrscht tiefes Schweigen, nur das Brausen des Sturmes ist noch zu hören. Ganze Scharen abgeschiedener Seelen verfinstern das Firmament, und wie Wolken drängen sich die Geister der Gefallenen. Wo gäbe es einen ähnlichen Anblick, der Herz und Auge mit Trauer erfüllte?

Wer hätte in diesem zahlreichen Volk, das der Himmel geschaffen hat, nicht Eltern, die sich um ihn sorgten und für sein Leben bangten? Wer hätte nicht Brüder, die ihm teuer sind wie die Gliedmaßen seines Leibes? Wer hätte nicht im ehelichen Bund ein Weib, wer nicht Genossen und Freund? — Was hat ihnen das Leben nun als Lohn gebracht? Was hatten sie verbrochen, daß sie hingemetzelt wurden? Niemand von den ihren weiß, ob sie noch leben, oder ob sie schon gestorben sind. Und selbst wenn jemand etwas zu erzählen wüßte, so könnten sie ihm doch keinen Glauben schenken. So sind ihre Herzen von Gram und Kummer erfüllt, und selbst im Schlaf haben sie die Gefallenen stets vor Augen. Speis- und Trankopfer bringen sie ihnen dar, und tränenerfüllt wenden sie ihre Blicke gen Himmel. Himmel und Erde wissen um ihren Schmerz, und Pflanzen und Blumen nehmen an ihrer Trauer teil. Und sollten die Opfergaben nicht bis zu ihnen gelangen, wo mögen dann ihre Seelen Ruhe finden?

Ein Jahr der Not steht sicherlich bevor, und wie Flüchtlinge werden die Menschen umherirren. Wehe, wehe! Ist es der Lauf der Zeit? Ist es das Schicksal? Von jeher ist es so gewesen!

DAS KAMEL

Von Liu Tsung-yüan, 773—819 n. Chr.

Mir ist nicht bekannt, was das «Kamel Kuo» für einen Namen hatte. «Er» hatte einen hohen Buckel und schritt gekrümmt einher, so daß er etwas Aehnlichkeit mit einem Kamel hatte. Seine Dorfgenossen nannten ihn daher schlicht und einfach «das Kamel». Als er das

erfuhr, sagte er: «Eine glänzende Idee! Das ist genau der richtige Name für mich.» Er gab daraufhin seinen eigentlichen Namen auf und nannte sich selbst auch nur «das Kamel».

Er lebte in dem Dorf Feng-lu-hiang (dem Dorf der Fülle und Freude), das westlich der Stadt Ch'ang-an gelegen war. «Das Kamel» hatte eine große Baumzucht, die er mit Eifer betrieb, und alle vornehmen Leute und reichen Familien aus Ch'ang-an pflegten zu ihm zu kommen, um in seinen Anlagen zu lustwandeln; besonders die Obsthändler aber wetteiferten miteinander, um seine Gunst zu erwerben und ihn bei sich zu bewirten. Es war erstaunlich, daß keiner der Bäume, die «das Kamel» gepflanzt oder umgepflanzt hatte, einging; im Gegenteil, sie entwickelten sich zu herrlicher Blüte und trugen frühzeitig reife Frucht. Andere Baumzüchter versuchten, von ihm zu lernen und seine Methoden nachzuahmen, aber keinem gelang es, ihm darin gleichzukommen.

Als man ihn daraufhin mit Fragen bestürmte, erklärte er: «Es liegt nicht an mir, wenn ein Baum lange lebt und Früchte trägt; ich kann mich nur nach seinen Lebensbedingungen richten und seine Natur zur Entfaltung bringen. Die Natur jedes umgepflanzten Baumes verlangt aber, daß seine Wurzel sich ungehindert entwickeln kann, daß die aufgeschüttete Erde gleichmäßig verteilt sei, daß man ihn zusammen mit seiner bisherigen Erde einpflanze und diese feststampfe. Wenn das einmal geschehen ist, so lasse man ihn in Ruhe und kümmerge sich nicht weiter um ihn. Beim Einpflanzen lasse man ihm Sorgfalt und Liebe angedeihen wie einem Kinde; ist er einmal fest im Erdboden verwurzelt, so überlasse man ihn sich selbst. Seine Lebensbedingungen sind dann erfüllt und seiner Natur ist entsprochen worden. Mein Geheimnis besteht allein darin, sein Wachstum nicht zu beeinträchtigen, nicht aber besitze ich die Fähigkeit, ihn zu üppiger Blüte zu bringen. Ich füge nur seinen Früchten keinen Schaden zu, doch liegt es nicht in meiner Macht, ihr Wachstum zu beschleunigen oder eine besonders reiche Ernte hervorzubringen. Was die anderen Baumzüchter anbelangt, so verfolgen sie andere Methoden. Die Wurzel wird geborgen, neue Erde wird herbeigeschafft, und entweder schütten sie deren zu viel auf oder aber zu wenig; selbst wenn es ihnen gelingen sollte, hierbei das richtige Maß zu finden, so sind sie doch bald in ihrer Liebe zu eifrig, bald in ihrer Sorge zu ängstlich. Am Morgen prüfen sie ihn mit ihren Blicken, am Abend betasten sie ihn, und wenn sie sich schließlich entfernen, schauen sie nochmals auf ihn zurück. Wenn sie aber sogar an seiner Rinde kratzen, um sich zu überzeugen, ob der Stamm nicht vertrocknet sei, oder an der Wurzel zerren, um zu sehen, ob sie fest mit dem Boden verwachsen sei, so ist das das Schlimmste, was man sich denken kann. Auf diese Weise entfernt sich der Baum

mit jedem Tag mehr von seiner wahren Natur. Zwar glauben sie, ihn zu schonen, aber in Wirklichkeit schädigen sie ihn auf diese Weise; und sie sind der Meinung, sie würden ihm Sorgfalt angedeihen lassen, aber in der Tat behandeln sie ihn wie einen Feind. Das ist der Grund, warum sie es mit mir nicht aufnehmen können. Ueber Zaubermittel verfüge ich aber auch nicht.»

Diejenigen, die ihn mit Fragen bestürmt hatten, fragten weiter: «Liesse sich denn dein Verfahren nicht auf die Regierung anwenden?»

«Das Kamel» erwiderte: «Ich weiß nur, wie man eine Baumzucht betreiben muß, vom Regieren habe ich keine Ahnung. Zwar sehe ich in dem Dorf, in dem ich lebe, wie die Obrigkeit sich gern durch Befehle in die Angelegenheit der Dorfbewohner mischt, scheinbar nur aus übergroßem Mitgefühl, schließlich aber doch nur zum Schaden aller. Jeden Augenblick taucht der Büttel auf und verkündet: ‚Der Mandarin befiehlt, ihr sollt das Pflügen mit größerem Eifer betreiben, euch mit dem Pflanzen beeilen, auf die Erde achtgeben, rechtzeitig die Cocons abhaspeln, beizeiten spinnen, für eure Kleinen sorgen, Hühner und Schweine züchten . . .‘ Und wenn er mit so viel Lärm alles zusammentrommelt, dann lassen wir kleinen Leute unser Mittag- und Abendessen im Stich, nur um den Befehlen der Obrigkeit nachzukommen. Wie sollen wir, wenn man uns nie Ruhe gönnt, unsern Erwerb vergrößern und unser Leben in Beschaulichkeit genießen können? Die Folge davon sind Krankheit und Trägheit. Es mag sein, daß da doch eine gewisse Aehnlichkeit mit meinem Beruf vorliegt.»

Die anderen sprachen aufatmend: «Ist das nicht prächtig? Wir wollten etwas über die Baumzucht erfahren und haben gelernt, wie man Menschen züchtet. Das wollen wir weiterverbreiten als Warnung für die Beamten.»

DIE ROTE WAND

Von Su Tung-p'o, 1036—1101 n. Chr.

Im Herbst unternahm ich einst am siebzehnten Tage des siebenten Mondes mit meinen Freunden eine Kahnfahrt zur Roten Wand¹. Während ein kühler Wind nur leicht das Wasser kräuselte, hob ich meinen Becher und trank den Gästen zu. Man sang die Lieder vom Mondenschein und summt den Vers von der sittsamen Maid.² Allmählich kam

¹ Die Rote Wand ist ein steiles Flußufer in der Nähe von Hang-chu in der Provinz Kiangsi. An einem Orte gleichen Namens, ebenfalls am Jangtse, aber in der Provinz Hupeh, wurde im Jahre 208 n. Chr. die große Flotte des Ts'ao Ts'ao von Chu Yü durch Feuer vernichtet.

² Diese Lieder hatte Su Tung-p'o selbst gedichtet.

der Mond hinter den fernen Hügeln im Osten empor und trat zögernd zwischen die Sternbilder des Schützen und des Steinbocks. Nebelschwaden lagen über dem Fluß, und fern am Horizont verschmolz des Wassers Schimmer mit dem Himmel. Einem Schilfrohr gleich trieb unser Nachen auf den Fluten dahin. In die Unendlichkeit schien sich die Wasserfläche auszudehnen, und wie vom Wind dahingetragen schwang sich unsere Seele auf in luftige Höhen, unbekümmert um unserer Wanderung Ziel. Es war, als hätte sie der Welt entsagt und flöge wie auf Geisterschwingen bis zum Sitz der Götter. Wir aber tranken uns einander zu und sangen unser Lied zum Takt der Ruderschläge.

Einer der Freunde zog seine Bambusflöte nun hervor und gesellte ihre Töne zu des Liedes Melodie. Wie Vogelsang klang da ihr Laut, bald sehnsuchtsvoll, bald grell, bald schluchzend und bald klagend. Schmiegsam wie Seidenfäden dehnten sich die Töne und lockten aus den Schluchten die Drachen zum Tanze hervor, und sie rührten zu Tränen das arme, verlassene Weib im einsamen Nachen. Auch ich wurde von Wehmut ergriffen und mein Gewand ordnend, fragte ich den Freund nach seiner Weise Sinn.

Er aber sprach: «Ich dachte an den Helden Ts'ao Ts'ao, denn war es nicht eine solche Nacht, als er sang: ‚Der Mond ist hell, der Sterne Glanz verblichen und nach dem Süden zieht der Krähen Schar . . !‘ Zwischen Hau-kou im Westen und Wu-chang im Osten, wo in einem Kranz von Bergen das Grün so üppig prangt, war es nicht dort, daß Ts'ao Ts'ao von Chu Yü so hart bedrängt das Ende seiner Macht erlebte? Siegreich war er in die Stadt des Feindes eingedrungen und war mit seiner stolzen Flotte dann den Strom herabgefahren. Wie mächtig war er doch gewesen! Auf tausend Meilen erstreckte sich der Zug seiner Schiffe, deren Fahnen und Wimpel den Himmel zu verhüllen schienen. Er hob den Becher und brachte dem Strom sein Trankopfer dar, und mit geschwungenem Speer sang er seine Lieder. Er war der Held seiner Zeit. Und jetzt — was ist aus ihm geworden? . . . Und nun gar wir, die wir dem Weltgetriebe fern an des Flusses Inseln fischen und Reisig sammeln — was sind wir anderes als Gesellen der Fische und Krebse, Genossen der Hirsche und Rehe? So lassen wir unseren Nachen auf dem Wasser gleiten, und einem Blatte gleich treibt er dahin, während in unserem Freundeskreis die Kürbisflasche von Hand zu Hand die Runde macht. So trinken wir einander zu, den Eintagsfliegen gleich, die vorübergehend zwischen Himmel und Erde weilen, ein Reiskorn im unendlich weiten Meer! Wehe, wie ist doch unser Dasein kurz bemessen. Wäre es doch dem langen Strome gleich an Unerschöpflichkeit. Oh, daß ich mit den seligen Geistern durch die Lüfte ziehen, den Mond in seinem Laufe hemmen könnte,

um die Spanne unseres Lebens zu verlängern. Doch ach, ich weiß es ja, daß dieses uns versagt ist, und so vertraute ich denn meines Herzens Klage dem mitleidsvollen Winde an.»

Die Freunde aber sprachen: «Kennst du denn nicht das Wasser und den Mond? Jenes fließt unaufhörlich weiter und erschöpft sich nie, dieser nimmt bald ab, bald zu, doch wird er nie größer oder kleiner. Nach ihrer Wandelbarkeit betrachtet, vermögen Himmel und Erde nicht einen Augenblick zu dauern, hinsichtlich ihrer Unwandelbarkeit sind aber auch die Außendinge wie das Ich unvergänglich. Warum sollte man deshalb traurig sein? Zwischen Himmel und Erde hat jedes Ding auch seinen Herrn. Was mir nicht gehört, und sei es auch nur ein Haar, kann ich mir nicht zu eigen machen. Doch der kühle Wind auf diesem Strom, der helle Mond, der über jenen Bergen leuchtet — Ohr und Auge ist dafür empfänglich, und so entsteht das Bild. Was wir uns so zu eigen machen, ist frei und unerschöpflich. Das ist der nie versiegende Schatz des Himmels. Das bleibt, und daran können wir uns erfreuen.»

Beglückt lächelten wir uns zu und füllten von neuem die frisch gespülten Becher. So zechten wir noch munter weiter, und als Fleisch und Obst verzehrt und die Becher und Schalen leer getrunken waren, lehnten wir uns aneinander und wurden nicht gewahr, wie es im Osten graute.

In dem gleichen Jahr, am Vollmondstag des zehnten Monats machte ich mich aus meiner Heimat auf, um abermals zur Roten Wand zu reisen. Zwei Freunde begleiteten mich. Als wir an der gelben Furt vorüberkamen, hatte sich Reif herniedergesenkt, die Bäume waren ihres Blätterschmucks beraubt, und während unsere Schatten über die Erde dahinglitten, schien droben hell der Mond. Wie schön war dieser Anblick! Ein frohes Lied erklang, und plötzlich rief ich seufzend aus: «Zum munteren Beisammensein bedarf's des Weins und einiger Leckerbissen. Hell scheint der Mond, die Luft ist rein, doch was nützt uns diese herrliche Nacht.»

Da sprach der eine von den Freunden: «In der Abenddämmerung legte ich Netze aus und fing einen Fisch mit großem Maul und feinen Schuppen, den Karpfen des Sung-kiang ähnlich. Nur der Wein, der fehlt uns noch.»

Mit diesen Worten ging er in sein Haus zurück, um sich mit seiner Frau zu besprechen: «Schon lange habe ich einen Krug Wein hier aufbewahrt», erklärte sie ihm, «und stets wartete ich und dachte, ob er meinem Herrn wohl einmal nützlich sein könnte.»

So nahm er denn Wein und Fisch, und weiter ging's zur Roten Wand. Das steile Ufer ragte tausend Fuß empor, und die Berge waren

so gewaltig, daß der Mond ganz klein gegen sie erschien. Der Wasserstand des Flusses war ganz niedrig, die Steine kamen zum Vorschein, und die Landschaft war nicht wiederzuerkennen, obwohl seit unserer letzten Fahrt nur wenige Monde verstrichen waren.

Ich raffte mein Gewand zusammen und stieg aus. Kurz entschlossen klonn ich den steilen Felsenpfad empor, brach mir Bahn durch das dichte Gestrüpp, hockte auf dem hervorspringenden Felsblock nieder und schwang mich auf dem drachenähnlichen Geäst bis zu einer Höhe empor, wo die Falken ihre Nester bauen, und von dort blickte ich herab auf des Flußgottes geheimnisvollen Palast. Meine beiden Freunde hatten mir so schnell nicht folgen können, und so ließ ich einen schrillen Pfiff ertönen. Da ging ein Rauschen durch die Bäume und Sträucher, von den Bergen und Schluchten hallte das Echo wider, ein Wind kam auf, und der Strom entfesselte seine Fluten. Ich wurde von Furcht gepackt und ein Grausen überfiel mich. Schnell verließ ich jenen Ort und eilte zum Nachen zurück. Wir ließen den Kahn willenlos auf dem Strome treiben, ganz gleich wohin er steuern mochte. Es war Mitternacht und tiefes Schweigen ringsumher. Nur ein einsamer Kranich kam plötzlich von Osten quer über den Strom geflogen. Seine Fittiche waren so groß wie Wagenräder, sein Kopf war weiß und dunkelfarben sein Leib. Einen Schrei ausstoßend, flog er dicht über unseren Kahn dahin und verschwand dann in westlicher Richtung. Meine Freunde gingen bald danach zurück, und auch ich begab mich nach Haus. Im Traum aber erschien mir ein Tao-Priester im Federgewand, der tänzelnden Schrittes an meinem Haus vorüberkam und plötzlich fragte: «Wohlan, habt ihr denn euren Ausflug nach der Roten Wand genossen?»

Ich erkundigte mich, wer er sei, er aber beugte nur sein Haupt und gab mir keine Antwort.

«Ach ja», rief ich, «jetzt fällt's mir ein! Der gestern abend singend über unserem Nachen dahinflog, ihr wart es doch, Herr, in der Gestalt jenes Vogels.»

Der Tao-Priester wandte sich um und lachte...

Ich erwachte und eilte schnell vor meine Tür. Doch als ich Ausschau nach ihm hielt, sah ich nicht, wo er geblieben war.

Aus dem Chinesischen übersetzt von Mario Schubert.